

Man muss klug sein

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Man muß klug sein.

Erzählung von Jakob Böhmer.



Daß man klug sein müsse, hat sich keiner öfter gesagt, als der Knecht Kilian Kramer. Zerriß er sich den Kittel an einem Nagel, hieb er sich mit dem Beil ins Knie, schnitt er sich an der Sense, klemmte er sich die Finger an einer Türe, quetschte ihm ein Wagenrad den Fuß, so betrachtete er den Schaden immer mit großen, verwunderten Augen und sagte, wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung: „Da muß man noch klug sein.“ Und das Wort kam seltsam aus seinem Munde. Er stammte vom Irchel her, wo die Leute das I mit besonderer Sorgfalt und Kunst bilden, zweimal im Mund herumdrehen und mit einer wunderlichen Bewegung der Zunge wie einen Ball an den Gaumen hinaufschleun. So klang sein „klug“ viel klüger und runder und vollkommener als das anderer Leute, und wer den Ausspruch zum erstenmal von ihm hörte, der sagte sich: „Der Kilian ist mehr, als seine Kleider scheinen, er zieht aus allem Klugheit und so muß es ihm doch schließlich zum Besten geraten.“ Das war aber ein Irrtum. Das Glück wollte ihm nie begegnen und die Klugheit war wohl auf seiner Zunge, nicht aber in seinem Tun und Geben. So war es sein ganzes Leben lang gewesen.

Er hatte in Gräßlikon von seinem Vater ein verschuldetes Gütchen geerbt, hatte die Margret Ruf geheiratet und treulich mit ihr gewirtschaftet, bis er Haus und Hof nicht mehr halten konnte und verkaufen mußte. Das war vor zwanzig Jahren gewesen. Seither hatte seine Margret in Gräßlikon als Magd und er in Binzwil, vier Stunden von ihr entfernt, als Knecht gedient. Es hatte sich nicht anders schicken wollen. Die beiden sahen sich im Jahr nur einmal, um Michaelis, wenn sie ihren Jahreslohn empfangen hatten. Da zog der Kilian früh am Morgen sein schwarzes Tuchkleid an, dasjenige, das er sich zur Hochzeit hatte machen lassen und das er nur dieses eine Mal im Jahr trug, und schritt dann, den Herrgott und seine Margret im Sinn, recht feierlich und gesammelt über Land nach Gräßlikon, wo ihn seine Frau, ebenfalls im Sonntagsstaat, erwartete, bei gutem Wetter ihm wohl auch ein Viertelstündchen entgegentam. Denn die beiden waren durch das viele Unglück, die lange, unfreiwillige Trennung und das Zutun der lieben Mitmenschen immer fester miteinander verbunden worden. Wie Brautleute sehnten sie sich nach einander. Der Margret pochte das Herz bis in die Schläfen, wenn sie ihren Kilian auf der Landstraße

auftauchen sah und er streckte, sobald er Gräßlikoner Boden unter den Füßen fühlte, seine Schritte derart, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Waren sie beieinander, so hatten sie sich freilich nicht viel zu sagen. Sie verbrachten die paar Stunden, die ihnen geschenkt waren, meistens im Schatten eines Hollunderbusches, wo sie ihr verlorenes Gütchen leicht überblicken konnten, ohne von den Leuten gesehen zu werden. Da saßen sie denn in seltsamer Stimmung. Es war nicht etwa, wie man meinen könnte, Neid gegen den neuen Besitzer oder Groll gegen ihr Schicksal, was da in ihnen aufstieg, sondern ein weicher Nachklang jener kurzen, wie ihnen jetzt schien, guten Zeit, jener fernen Tage, die wie ein verblässendes Abendrot zu ihnen herüberleuchteten. Da unterbrach Margret etwa das Schweigen, indem sie sagte: „Es war damals doch schön, Kilian!“ und er erwiderte in seinem trockenen Ton: „Ja, schön!“ und dabei lächelten sich die beiden mit ihren ernstesten Gesichtern einen Augenblick freundlich an. Sie fühlten ihr gegenwärtiges und vergangenes Elend in diesen Stunden nicht, dazu hatten sie den langen, öden Rest des Jahres; sie empfanden nur, daß sie sich nahe waren.

„Ob wir's wieder zu einem Gütchen bringen werden?“ wagte Margret einmal an einem solchen Feiertag zu fragen. Schüchtern kam ihr das Wort über die Lippen. Er wurde nachdenklich und meinte zögernd: „Ja, kaufen könnten wir schon eins, aber ob wir es zu halten vermöchten? Da muß man klug sein!“

Sie zog statt aller Antwort ein aus Zwilch genähtes Säckchen aus ihrer Tasche und schüttelte den Inhalt, grobe Silber- und eine tüchtige Handvoll Goldmünzen in ihre Schürze aus, und Kilian legte seinen neuen Jahreslohn dazu, worauf sie sich daran machten, zusammenzuzählen und auszurechnen, was sie die zwanzig Jahre mühselig wieder erspart hatten. Diese Abrechnung wurde von ihnen jedes Jahr in gleicher Weise vorgenommen und bildete immer den Höhepunkt ihrer Zusammenkunft; darauf freuten sie sich ein halbes Jahr zum voraus.

„Es wächst doch nach und nach. Heb's einmal und sieh, wie schwer es ist,“ sagte sie mit einigem Stolz, „ist es für eine Anzahlung noch nicht genug?“ Er überlegte und zog seine Brauen zusammen: „Es sitzt mancher auf einem Hof und hat nicht viel mehr daran gegeben, als wir es könnten; ich will von nun an die Augen aufstun, vielleicht finde ich etwas Passendes für uns. Freilich, wenn es ginge, wie das erstemal, dann wäre all das schöne Geld verloren, und es möchte uns schwer fallen, wieder von vorn anzufangen.“ Ihm bangte vor der Verantwortlichkeit; sie dagegen hatte mehr Wagemut und meinte, sie hätten in den zwanzig Jahren manches gelernt, so schlimm, wie das erstemal würde es auf keinen Fall gehen. Übrigens rückten sie jetzt beide den Fünfzigen, da sei es für sie höchste Zeit, ernstlich an die Sache zu denken.

Er, um sie bei gutem Mut zu erhalten, nickte ihr ernst und bestimmt zu und sann nach, wie es wohl werden möchte. Und seltsam, es tauchte dabei in seinem armen Geiste ein Luftschlößchen oder doch ein Luftbauernhäuschen auf, ganz ins Grüne gestellt, von saftigen Wiesen und Obstbäumen umgeben und von Wein umrankt. Er hätte sich ganz in der Betrachtung des lieblichen Bildes verloren, wenn ihn Margret nicht gestört hätte, indem sie ihn nach seinem Meister fragte. Sie war mit dem ihrigen zufrieden; als anstelliger Mann kam er vorwärts und zog, wie sie ausrechnete, aus dem Stall jährlich mehr als den Zins. Kilian konnte so Erfreuliches von dem seinigen, dem Schmiedjokob in Binzwil, nicht berichten. Seit ihm die Frau gestorben, wollte ihm nichts mehr geraten, es war, als hätte sie allen Segen mit ins Grab genommen. In der Schmiede hatte er fast keine Arbeit mehr, ganz Binzwil lief einem jungen Menschen zu, der vor einigen Jahren von der Wanderschaft zurückgekehrt war und nun in Wirtshäusern und wo er sonst mit Leuten zusammentraf, seine Arbeit und Kunstfertigkeit, seine neuen Flügel und verbesserten Wagenbremsen, seine unvergleichlichen Ätze, Rärste und Spaten mit hochdeutschen Phrasen anpries. Das kleine Gut, das zu Jokobs Schmiede gehörte, warf auch nicht viel ab, obschon Kilian, was er nachdrücklich hervorhob, Tag und Nacht dran war, wie das Wasser an der Mühle. Im Haus ging es auch, wie es mochte, Schmiedjokobs einzige Tochter Lisette verstand das Zusammenhalten und Einteilen nicht, sie war eben ein junges Ding und hatte einen Kopf, leichter als ein Buchfink. Konnte es da vorwärts gehen?

Die beiden Leuten überboten sich nun, den guten Schmiedjokob zu bedauern, den jungen Schmied herunterzumachen, die Lisette tüchtig in die Schuhe zu stellen und trennten sich endlich wieder für ein Jahr, mit dem bescheidenen Trost im Herzen, es sei überall etwas und nirgends nichts, und sie könnten gottlob ihr Los zur Not aushalten.

Als Kilian ziemlich spät nach Hause kam, fand er den Meister bei der Lampe in nachdenklicher Arbeit. Er hatte ein mit Zahlen beschriebenes Blatt vor sich, schien übel gelaunt und recht bedrückt zu sein.

„Ich habe dir gestern deinen Lohn ausbezahlt,“ sagte er fast vorwurfsvoll zu dem Knechte, der verwundert mitten in der Stube stehen geblieben war, „wer aber zahlt mir meine Arbeit? Denk einmal darüber nach!“

Für Kilian war diese Frage eine harte Nuß. Er hielt es für seine Pflicht und für wohlanständig, auf alles, was man ihn fragte, eine Antwort zu geben und meistens fand er auch etwas Schickliches; diesmal aber wollte ihm nichts einfallen, wie sehr er sich auch hinter den Ohren kratzte und die Stirne runzelte. Endlich entfernte er sich kopfschüttelnd mit dem alltäglichen: „Schlaft wohl, Meister.“

„Damit hast du's getroffen,“ rief ihm der Schmiedjokob bitter nach, bei sich aber dachte er: „Ich möchte den sehn, der wohl schlafen kann, wenn er bis über die Ohren in Schulden steckt, ja, den möcht' ich sehen!“

Auch Kilian schlief schlecht in jener Nacht; es dämmerten ihm allerlei eckige Gedanken über den Schmiedjokob durch den Kopf, und er war am Morgen ganz dumpf von der Unrast und Gedankenarbeit. Er beobachtete den Meister in den folgenden Wochen immer aufmerksamer, und er wollte ihm von Tag zu Tag weniger gefallen. Jokob wurde wortkarg, gönnte sich kaum Ruhe und machte sich wenig daraus, dem Knecht ein paar unfreundliche Worte an den Kopf zu werfen, was früher nie vorgekommen war.

So rückte die Zeit heran, da die Äcker neu bestellt werden mußten. Der Boden war von der langen Trockenheit ausgedörret und rissig, und es gab harte Arbeit für Ackermann und Vieh. Der Schmiedjokob stand in der Sterze und mußte sein ganzes Gewicht darauf stützen, damit die Pflugschar sich tief genug in die Erde einwühlte, und Kilian trieb vorn mit Güte und Strenge die beiden Rühle an, die fast nicht vom Fleck kamen und schwere Schaumflocken auf den harten Boden fallen ließen, als hätten sie ihn damit aufweichen wollen.

„Es geht nicht mehr,“ sagte endlich der Knecht, „wir müssen ausspannen und morgen wieder dran, die Rühle fallen uns sonst um.“

Nun fing der Meister zu poltern an: „Was, ausspannen? Wie man treibt, so geht's! Das Feld muß heut noch umgeackert sein und müßte ich dich und mich an den Pflug spannen!“

Es ging noch eine Furche oder zwei, da warf sich der Bleß, die tätigere der beiden Rühle, als man sie einen Augenblick verschrauben ließ, ächzend auf den Boden nieder. Das war dem Schmiedjokob zu viel. Zum Äußersten gebracht, fluchte er, wie es im Bauernlied heißt, fast den Himmel herunter und stieß das heraus, was ihn seit Tagen und Wochen geplagt und schlaflos gelegt hatte. Er wurde von den Juden betrieben und steckte so sehr in der Enge, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als eine der Rühle zu verkaufen. In zwei Tagen mußte er das Geld schaffen, und wenn er bis dann seine Äcker nicht bestellt hatte, wer sollte ihm Pflug und Egge ziehen? Wo sollte ihm Brot fürs nächste Jahr wachsen? Er hatte da und dort schon Geld gesucht, aber überall saure Gesichter oder verschlossene Türen angetroffen, und doch hatte er früher mehr als einem aus der Klemme geholfen.

Als er sein ganzes Elend aufgedeckt und damit den Kilian tödlich erschreckt hatte, wurde er auf einmal ganz weich. Er ging zu den Rühlen, klopfte ihnen liebevoll auf den Rücken, streichelte ihnen Hals und Kehle und redete ihnen menschlich zu, sie sollten's doch ihm zulieb nochmals probieren, als gute Tiere, die sie seien. Und sie taten ihm

den Gefallen; der Bleß stand, wie durch sein Wort gerührt, von selber wieder auf und legte sich in die Stränge und der Fleck half mit, aber es ging nicht lange und sie waren wieder am Ende ihrer Kräfte angelangt. Da schickte sich der Bauer still ins Unvermeidliche und hieß den Knecht ausspannen und nach Hause fahren. Er selbst machte sich noch etwas am Pflug zu schaffen, denn er wollte allein sein, und als der Kilian vom Acker in den Torweg einbog und noch schnell einen neugierigen Blick zurückwarf, sah er gerade, wie der Meister sich in die Furche warf, als wollte er sich verkriechen oder doch seinen Schmerz an der harten Erde ausweinen. Kilian wurde ganz weh, er erinnerte sich an die Zeit, da auch er nicht mehr gewußt, wo aus und wo ein, da auch ihm alle Türen verschlossen geblieben, und er hütete sich, nochmals zurückzublicken; ihm war, es liege und winde sich dort in der Furche etwas Heiliges, an dem Menschnaugen sich nicht weiden sollen.

„Nun bin ich besser dran, als der Jofeb,“ sagte er sich verwundert und wurde unruhig, denn es erschien der treuen Seele als großes Unrecht, daß es dem Knecht besser gehen sollte als dem Meister. Und auf einmal blitzte ein Gedanke in ihm auf: „Du könntest ihm helfen, wenn du wolltest.“ Der Einfall freute ihn erst, jenes Gefühl, das Wohltätern in seiner beglückenden Wärme und Weichheit bekannt ist, kam über ihn und füllte seine Brust. Aber bald tauchte etwas anderes daneben auf und ängstigte und quälte ihn immer mehr, wie etwas Feindseliges.

„Ja, ich könnte ihm helfen, aber dann? Dann kämen die Margret und ich noch länger nicht zusammen und vielleicht nie mehr zu einem eigenen Herd und Heimwesen.“ Und er sah das Gütchen wieder, das ihn an jenem Sonntag aus Grün und Sonnenschein angelacht hatte, und das er meinte mit Händen greifen zu können. Nein, sein Geld durfte er dem Meister nicht geben, so schneidet sich kein vernünftiger Mensch selber ins Fleisch. Jeder schaue für sich.

Derweil war er nach Hause gekommen. Er band das Vieh im Stall an und ging der vorgeschriebenen Arbeit nach; aber während er ums Haus stolperte, vergaß er, was er vorgehabt und blieb schließlich hinten am Bache bei einem Weidenbusch stehen, starrte ins Wasser, das um die Steine spielte und welches Laub davontrug und stritt sich wieder mit seinen Gedanken herum. Das eine Mal sagte er sich: „Du mußt ihm helfen, denn du kannst es, und er war dir immer ein guter Meister und gibt dir dein Geld zurück, sobald er kann,“ das andere Mal: „Tußt du's, so mußt du vielleicht Zeit deines Lebens knechten und die Margret magden, und dann werden wir alt und gebrechlich und von den Leuten bis zum Tod herumgeschlagen und geheßt, und das Ende ist nicht auszudenken.“

Kilian stand noch am Bach, als der Schmiedjokob nach Hause kam und ihn nach langem Suchen endlich fand.

„Da wundere sich einer noch, daß man stets rückwärts kommt, wenn man Knechte hat, die den ganzen Tag herumlungern“, wetterte er zornig. Kilian fuhr zusammen und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß er einen Karst in der Hand hatte. Er schüttelte den Kopf, wie einer, der nicht begreift, murmelte etwas von Gedankenlosigkeit vor sich hin und ging mit langen Schritten über den Steg dem Rübenacker zu. Kaum hatte er aber, um die verlorene Zeit einzuholen, ein paar Minuten wie ein Wütender gearbeitet, als er gewahr wurde, daß er die Rüben schrecklich zerhackte und verstümmelte, statt sie unverseht aus dem Boden zu heben. Das versetzte ihn wieder in nachdenkliche Stimmung und unversehens hatten die alten beklemmenden Fragen Gewalt über ihn: „Soll ich? Darf ich anders? Was würde die Margret sagen? Ja die gute Margret, die so fest hofft, es werde bald eine Wendung zum Bessern kommen?“

Er hörte es nicht, daß der Meister wieder daher kam, und erst als eine schwere Erdscholle ihm an die Schulter flog, drehte er sich mit dem Wort: „Da muß man noch flug sein,“ nach ihm um. Der Schmiedjokob verstand nun keinen Spaß mehr, und als er gar die zerhackten Rüben erblickte, entlud er ein ganzes Hagelwetter über den armen Kilian, den er schließlich wie einen Buben nach Hause jagte. Der Kilian, anstatt böse zu werden, dachte: „Es muß doch dem guten Jokob recht übel zumut sein, sonst wäre er nicht so wüst mit mir“, und das Mitleid wurde trotz der schmerzenden Schulter immer stärker in ihm und sprach ihm eindringlich zu, das Opfer zu bringen. Zu Hause angelangt trat er in den Stall, sah die Kühe, die er groß gezogen hatte und von denen nun die eine verkauft werden sollte, fast zärtlich an und überlegte, welche von beiden er am meisten vermissen würde. Die eine war besser im Geschirr, die andere beim Melken. Sie lagen erschöpft im Stroh, wiederkauten gemächlich und hatten kaum einen Blick für ihn. Er streichelte sie und kraute ihnen zwischen den Hörnern im Haar, schob ihnen zur Ermunterung etwas Salz ins Maul und sprach väterlich zu ihnen: „Nun sollt ihr voneinander weg, die eine zu einem neuen Meister, der sie vielleicht mit dem Geißelstock füttert und mit Nagelschuhen striegelt, und dann werdet ihr beide nach einander brüllen, daß es einem in den Ohren weh tut.“ Er dachte an sich und die Margret und an den grauen Novembertag, da sie auseinander mußten. Es ist so viel Menschliches im Schicksal eines Haustieres!

Vom Stall schlich sich Kilian in den Heuboden hinauf, dessen Halbdunkel seinem Grübeln besonders zusagte, und dort kämpfte er mit sich den ganzen Tag und die ganze lange Nacht. Als der Morgen zum

Fenster hereingraute, war er mit sich im reinen. Er stand auf und wartete, fertig angezogen, in der Stube auf den Meister, dem er kurz eröffnete, er müsse an diesem Tag über Land. Der Schmiedjokob glaubte, er wolle der gestrigen Erdscholle wegen einen andern Platz suchen und sagte in bissigem Ton: „Ja, da hat man's. Zwanzig Jahre kann man sich mit einem unpraktischen Knechtlein gedulden und dann, wenn man am schlimmsten dran ist, läuft es einem zum Dank davon! Geh nur, ich kann's auch so machen!“

Kilian konnte nichts erwidern, mühsam drehte er sich herum und ging. Daß er ein unpraktisches Knechtlein sein sollte, trieb ihm fast das Wasser in die Augen und brachte seine guten Absichten ins Schwanken. Mit sich wieder uneins schritt er langsam durch den dicken Herbstnebel dahin, der ihm den Weg versperren und ihn von einer Dummheit abhalten zu wollen schien. Nach und nach aber, wie es sich um ihn her lichtete, wurde er wieder ruhiger und, als er sich Gräßlikon näherte, die Sonne den Nebel auflöste oder vertrieb, das Herbstland sich in Duft und Licht vor ihm ausbreitete und pflügende Bauern und hackende Bäuerinnen ihn freundlich grüßten, da waren die Bedenken verschwunden und der Mißmut verrauht. Undächtig murmelte er die Sätze vor sich hin, mit denen er seine Frau zu überreden gedachte und die er sich schon während der Nacht zurechtgelegt hatte.

Die Margret machte große Augen, als Kilian an einem Werktag vor ihr auftauchte und noch größere, als er ihr seinen Plan darlegte. Sie konnte sich nichts anderes denken, als er sei von Sinnen gekommen. Erst fuhr sie mit kräftigem Schelten über ihn her, fing dann aber, als sie an dem Ernst der Sachlage nicht mehr zweifeln konnte, bitterlich zu schluchzen und zu jammern an. Sie sah deutlicher als er, was es für sie beide zu bedeuten hatte, wenn er den größern Teil seiner Ersparnisse dem Schmiedjokob überließ: es war nichts anderes, als das endgültige Opfer aller ihrer Zukunftsträume und des ersehnten guten Lebensabends, ja, es durchfuhr sie der schmerzliche Gedanke, sie würden dereinst nicht einmal im gleichen Friedhof ausruhen können. Eine namenlose Angst stieg in ihr auf. Sie kämpfte mit aller Kraft gegen den gutmütigen Mann, malte ihm die Zukunft in allen Farben aus und sagte ihm, sie wüßte ein Heimwesen, das billig zu haben sei und von dem ihr schon zweimal geträumt habe. Dort würden sie glücklich werden, das sei ihre Überzeugung. Er aber blieb standhaft. Er könne einfach nicht zusehen, wie der Meister zugrunde gehe, er habe ja am eigenen Leibe erfahren, wie weh es tue, wenn nirgends mehr Hülfe zu finden sei, der Jokob sei immer so gut gegen ihn gewesen, und habe er ihn in letzter Zeit etwas rauh behandelt, so komme das nur von dem großen Unglück. Er habe keine Ruhe, bis er ihn wieder einmal habe lachen sehen.

Es sprach aus Kilian eine solche Güte und ein solches Vertrauen zu seinem Meister und dessen Zukunft, daß Margret nach und nach verstummte und schließlich nach stündigem Ringen den Kampf aufgab. Die Arme in den Schoß werfend, sagte sie, es müsse nun einmal zu ihrem Unglück so kommen, der Kilian sei vom Herrgott zu gut geschaffen worden und daran müßten sie nun ihr Leben lang tragen und feuchen. Gottlob hatte sie eine zwanzigjährige Lehre im Entbehren und Entsagen durchgemacht! Kilian ging und drückte beim Scheiden seine welken Lippen auf ihren Mund, was er seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte, und als er davonschritt, da hatte auch er feuchte Augen, denn es würgte ihn, von Margret ein so schweres Opfer verlangt zu haben. Und doch war die Freude in ihm noch stärker als die Bedrücktheit, und wurde immer lauter, je mehr er sich Binzwil näherte, hatte er doch nun das Mittel in der Tasche, dem guten Jokeb aus der Not zu helfen. Schneller als er gekommen, legte er den Heimweg zurück und malte sich mit kindlichem Vergnügen das Erstaunen des Meisters aus.

Er fand diesen beim Nachtessen und legte ihm ohne viel Umstände das Geld neben die Kaffeetasse. Jokeb begriff lange nicht und als er endlich die Absicht des Knechtes erriet, trat ein ernster Zug auf sein Gesicht, etwas wie Staunen über ein so seltsames Rätsel und Angst vor einer lockenden Versuchung und einer schlechten Handlung. Er schickte die Lisette in die Küche hinaus, und schob dann das Geld Kilian zu: „Ich kann das Geld nicht annehmen,“ sagte er, „und weil du's so gut mit mir meinst, muß ich dir klaren Wein einschenken. Sieh, das Geld hilft wohl für einmal, aber ich stecke so tief drin, daß ich es dir schwerlich wieder würde zurückgeben können. Behalte es, du hast es sauer genug verdient, und laß mich allein auszappeln. Wer einen Ertrinkenden retten will, wird oft von ihm mit auf den Grund gezogen. Hast du davon noch nie etwas gehört? Es würde mich drücken, dich auch hinabzureißen.“

Wohl legten sich diese Worte dem Kilian schwer aufs Herz, denn er hatte stets die Erwartung gehegt, das Geld nach einiger Zeit wieder zu erhalten, aber er hatte sich von seinem Gute schon so sehr losgelöst, daß ihn auch dieses Geständnis des Meisters nicht schwankend machen konnte. Sein Entschluß hatte ihn viel gekostet, aber nachdem er den Kampf mit sich und Margret durchgefochten, wurde er wie von Widerhaken festgehalten, die Sache war für ihn so gut wie vollzogen, da gab es kein Zurück mehr. Es hätte ihn tief unglücklich gemacht, das Geld, das er seiner Frau so mühsam entlockt hatte, wieder einzustecken.

Hatte der Meister gesprochen, so sprach er wieder, und er hatte nur die eine Erwiderung: „Nehmt's so gern, wie ich's gebe und für das andere laßt den Herrgott sorgen. Die Margret ist auch einverstanden.“

So redeten sie lange hin und her mit ernstern Gesichtern und zitternden Lippen, das Häufchen Geld lag bald vor dem Meister, bald vor dem Knecht, endlich aber behauptete der Kilian auch da das Feld und als der Schmiedjohes sich endlich bewegen ließ, es zu zählen und dann in der Nebenstube zu versorgen, sagte der Kilian aufatmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend: „Hätt' nicht gedacht, daß es so hart mit ihm ginge, da muß man noch klug sein.“



Das Stadtbild von Bern.

Von W. Staub.

Wer durch Bern wandert, dem bietet sich ein Straßensbild von kräftigster Eigenart und von starker künstlerischer Wirkung, wie es wohl wenige Städte aufzuweisen haben. Alle die Fronten zur Rechten und zur Linken der Straßen und Gassen mit den mächtig vorspringenden Dächern tragen einheitlichen Typus, aber nur gerade so weit, als es erforderlich erscheint, um den Beschauer von jedem Standort aus ein in sich geschlossenes Bild sehen zu lassen, um das beunruhigende Vielerlei widerstreitender Eindrücke zu vermeiden. Das hindert jedoch nicht, daß nach alter Kunstregel Vielheit in der Einheit ist. Wie viel sind doch in den langen Häuserreihen markante Individualitäten, unter den Zunft- und Bürgerhäusern sozusagen Wesen von persönlicherem Gepräge, Fassaden, welche durch edlere Architektur und reicheren Schmuck sich aus der Menge herausheben. Es hieße Eulen nach Athen oder vielmehr Bären nach Bern tragen, wollte ich über die altberühmten Berner Stadtbrunnen noch ein Wort des Lobes verlieren; aber unerwähnt lassen darf ich sie nicht, da ohne sie dem Stadtbild ein charakteristisches und wesentliches Moment fehlte.

Alle die hundert feinen Einzelheiten gehen wohl bei Nacht dem Auge verloren, und doch ist mir der Anblick der Straßen Berns dann besonders lieb, wenn das Detail im Dunkel untergeht, und, von den mitten über der Straße hängenden Bogenlampen erhellt, die Häuserfassaden in großen Zügen heraustreten, wohl gegliedert durch die im